



**Christofer Herrmann. *Der Hochmeisterpalast auf der Marienburg. Konzeption, Bau und Nutzung der modernsten europäischen Fürstenresidenz um 1400.* Petersberg: Michael Imhof Verlag, 2019. 600 S., 7 Karten im Anhang. ISBN: 978-3-7319-0813-5.**

Die im 14. Jahrhundert errichtete Residenz der Hochmeister auf der Marienburg in Preußen gehört zu den schönsten Werken der spätmittelalterlichen Baukunst nicht nur im baltischen Raum, sondern auch auf dem gesamten europäischen Kontinent. Aus diesem Grunde ist sie seit dem 19. Jahrhundert Gegenstand zahlloser wissenschaftlicher Abhandlungen. Christofer Herrmann, ein Kunsthistoriker, unternimmt den Versuch, jene vielen Arbeiten in seiner umfang- und bildreichen Monographie zu kanalisieren und unter einem Dach zusammenzufassen. Damit hat er ein reges Interesse ausgelöst. Unmittelbar nach dem Druck hat Józwiak, der vor wenigen Jahren zusammen mit Trupinda ein umfangreiches Buch über das Marienburger Schloss schrieb, eine erste Rezension verfasst. Er betrachtete dabei die möglichen Ungereimtheiten im Herrmanns Werk aus der Optik eines Historikers. Deshalb wird vorliegende Rezension ihren Schwerpunkt nicht mehr den historischen, sondern den rechtshistorischen Aspekten widmen und die von Józwiak unterstrichenen Schwachstellen nur dann thematisieren, wenn es für die Gesamtbetrachtung unbedingt notwendig ist.

Der Autor geht in seiner Abhandlung, wie es nicht anders zu erwarten war, chronologisch vor. Deshalb widmet er sich, nach der Darlegung des Forschungsstandes und seiner methodischen Werkstatt, dem 'ersten Hochmeisterpalast', welches später überbaut wurde. Weil die Literatur zu jenem Thema sehr umfangreich ist, präsentiert er in einem ersten Schritt die bisher wichtigsten Forschungsergebnisse (S. 44–52). Anschliessend versucht er, die Bauzeit der ersten Hochmeisterresidenz zu ermitteln (S. 52–57). Einerseits bedient er sich den dendrochronologischen Holzuntersuchungen, gemäss denen das Dach frühestens im Frühjahr 1333 aufgerichtet worden ist. Andererseits zieht er schriftliche Quellen heran. Eine Urkunde vom 21. März 1333 erwähnt explizit die Hochmeisterwohnung, woraus der Autor herleitet, dass der erste „Palast“ damals schon stand. Dagegen wendet Józwiak ein, dass es nicht sicher sei, ob diese Residenz bereist vollendet wurde (S. 257). Der Autor schliesst sich der bisherigen Forschung an, gemäss der die Abhaltung des grossen Kapitels 1337 im Großen Remter nahelegt, dass die Arbeiten bereits abgeschlossen waren. Nach der Datierung der Bauabfolge war er zudem der Ansicht, dass der ältere Palast, die Kapelle und der Große Remter zum Residenz-

komplex gehörten und dieses unter dem Hochmeister Luther von Braunschweig 1331–1335 entstand.

Der Bauschluss lässt sich aufgrund der drei genannten Anhaltspunkte – der Holzuntersuchung, einer Urkunde dem Jahre 1333 und einer weiteren aus 1337 – relativ wasserdicht ermitteln. Deutlich problematischer ist der Baubeginn, den der Autor unbedingt in die kurze Regentschaft Luthers von Braunschweig (1331–1335) einsiedeln will, nur weil dieser einer Fürstenfamilie entstammte. Dabei lässt der Autor den rechtshistorischen Kontext völlig ausser Acht. Die Ordensnormen auferlegten jedem Mitglied die Pflicht, bescheiden zu leben. Höfische Einflüsse waren unter ihnen lange verpönt. Die zumindest implizit geäußerte These des Autors, dass der Bau des Hochmeisterpalastes auf die Initiative eines einzelnen Bruders zurückgeführt werden könnte, hätte auf andere Ordensangehörige geradezu revolutionär wirken müssen. Ein Hochmeister, der mit den bisherigen Regeln bricht und unmittelbar nach seiner Wahl eine höfische Residenz bauen lässt, würde doch ordensintern sehr hohe Wellen aufwerfen. Insbesondere bei den sittenstrengen Mitgliedern wäre er wohl auf Widerstand gestossen. Wozu wiederum die Brüder fähig waren, erfuhren die beiden Vorgänger Luthers. Karl von Trier (1311–1324) wurde nach Konflikten mit dem preußischen Zweig zur Ausreise aus Preußen gezwungen, Werner von Orseln (1324–1330) wurde von einem Bruder, den er zuvor bestraft hatte, erdolcht. Der Autor gibt im Zusammenhang mit dem ermländischen Bischof Heinrich Sorbom (1373–1401) selber zu, dass ein Einzelner dazu verdammt war, an der unversöhnlichen Haltung des Kollektivs zu scheitern. Als der frisch gewählte Bischof böhmische Hofleute mit sich nach Ermland brachte, gerieten diese schnell in Konflikt mit den einheimischen Geistlichen, sodass sie das Land wieder verlassen mussten (S. 516). Auch aus diesem Befund folgt, dass eine Einzelperson gar nicht in der Lage gewesen sein konnte, über den Bau eines Palastes zu befinden. Es dürfte sich vielmehr nach und nach eine Akzeptanz der ritterlich-höfischen Einflüsse gebildet haben. Die Brüder beschlossen in kleinen Schritten, ihre mönchische Lebensweise abzuschwächen und ein repräsentatives Gebäude zu errichten. Deshalb erscheint es ratsam, den Auftrag nicht einem Einzelnen zuzuschreiben und den Baubeginn etwas nach hinten, in die 1320er Jahre, zu verschieben.

Weiter lässt der Autor unbeachtet, dass in der Praxis junge Brüder aus Dynastenfamilien ihren Vorgesetzten, die sich meistens vom Niederadel rekrutierten, gehorchen mussten. Die soziale Herkunft spielte also nach dem Beitritt in den Orden kaum eine Rolle, wichtig blieb vielmehr die regionale Abstammung. Daher verliert die Vermutung des Autors, dass der Palastbau auf die fürstliche Herkunft Luthers von Braunschweig zurückzuführen ist, noch mehr am Boden. Ausserdem muss man bedenken, dass er im Februar 1331 zum Ordenshaupt aufgestiegen ist.

Wenn der Autor den Bauschluss im Jahre 1335 sehen will – was dank der Quellenlage gut haltbar ist – so bedeutet es, dass alle Arbeiten in nur vier Jahren vollendet wurden. Ein so hohes Bautempo, selbst wenn es im Bereich des Machbaren liegen sollte, ist nicht allzu wahrscheinlich, was der Autor selber bemerkt. Gründe für eine solche Eile sind ebenfalls nicht ersichtlich. Daher erwähnt er sicherheitshalber, dass unter der Regierung Werners von Orseln mit dem benachbarten, Großen Remter begonnen worden sein könnte (S. 54–55, 391). Er bleibt jedoch nicht konsequent, zumal er im Fazit (S. 531) jene Möglichkeit wieder ausblendet und die Bauzeit erneut in den recht umstrittenen, kurzen Zeitrahmen 1331–1335 hineinpercht.

Es ist etwas schade, dass der Autor nicht nur den rechtshistorischen, sondern auch den geschichtlichen Kontext unbeachtet lässt. Vor allem polnische Forscher haben die Ansicht geäußert, dass in den zwanziger und dreißigen Jahren des 14. Jahrhunderts die Ordensleitung zahlreiche religiöse Bücher angeschafft hat, um dadurch höfische Sitten auf Distanz zu halten. So hatten die Ordensoberen einen kaum machbaren Spagat versucht. Einerseits pochten sie auf Einhaltung der asketischen Lebensweise, andererseits beschlossen sie, wohl um sich vor den westeuropäischen Heidenfahrern gut zu präsentieren, den Bau eines Hochmeisterpalastes. Eine solche Zwiespältigkeit wäre eine Erwähnung wert, umso mehr, als dass der Autor im späteren Verlauf seines Werkes explizit auf die höfische Kultur auf der Marienburg eingeht. Indes sucht man vergeblich im Literaturverzeichnis nach den Namen wie Górski, Biskup oder Labuda. Selbstverständlich musste der Autor angesichts der literarischen Hülle und Fülle eine Vorauswahl treffen, dies hatte jedoch diese negative Folge, dass ihm ein doch sehr interessanter Aspekt der Marienburger Geschichte verborgen geblieben sein dürfte.

Im nächsten Kapitel nimmt der Autor die neue Residenz der Ordensvorsteher unter die Lupe und stellt sich gegen die bisher in der Forschung dominierende Meinung, dass mit dem Bau des 'zweiten Hochmeisterpalastes' unter Hochmeister Konrad Zöllner von Rotenstein ab ca. 1382 begonnen wurde. Dabei bedient er der dendrochronologischen Holzuntersuchungen von Konieczny aus den Jahren 2016 und 2018. Jene Untersuchungen ergaben, dass einige Holzteile für das Dachwerk im Winter 1382–1383 gesägt wurden. Der Autor nimmt folgerichtig an, dass die Wände im Hochmeisterpalast ein paar Jahre vor dem Dach errichtet worden sein müssen, sodass er für den Baubeginn um ca. 1380 plädiert. Dies würde bedeuten, dass nicht Konrad Zöllner von Rotenstein (1382–1390), sondern sein Vorgänger Winrich von Kniprode (1352–1382) den Bauauftrag erteilt hat. Der Autor ist spürbar darüber erfreut (S. 74, 79), dass er eine bis dato herrschende Meinung hat umwerfen können. Seine Freuden teilt jedoch Józwiak, ein anderer verdienter Kenner der Marienburger Residenz, ganz offensichtlich

nicht. Er weist darauf hin, dass andere Balken in der enorm weiten Zeitspanne zwischen 1301 bis 1911 gefällt wurden. Daran kann man erstens ergänzen, dass das Spektrum noch breiter sein dürfte, zumal eine Holzprobe aus dem späten 13. Jahrhundert („nach 1291“) stammt, zwei andere Proben aus 1920/1921, drei sogar aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Zweitens muss man anfügen, dass von 98 zeitlich zugeordneten Holzproben über ein Zehntel, also 10–11 Proben, in die dreißiger, vierziger, fünfziger, sechziger und siebziger Jahre des 14. Jahrhunderts fällt. Aus den 1380er Jahren, in denen auch laut bisheriger Forschungsmeinung mit dem Bau begonnen wurde, stammen hingegen nur 7 Proben. Es ist also nicht so, dass die Hölzer aus der eigentlichen Elevationszeit dominieren würden. Offenbar wurde immer wieder älteres Bauholz verwendet, sodass die Deduzierung eines Baudatums gestützt nur auf dendrochronologische Analysen schnell aufs Glatteis führen kann.

Damals war es Gang und Gäbe, dass das Bauholz von einem Ort zum anderen verschleppt wurde, was die vorab erwähnten Proben aus den 1330ern bis 1370ern bestätigen. Weiter kam es in der Praxis des 19. Jahrhunderts immer wieder vor, dass historische Dächer mit altem Holz restauriert wurden. Daher muss man Józwiak Recht geben, dass es nicht angehen könne, wenn man sich auf ein vereinzelt Ergebnis stütze (S. 260). Es ist gefährlich, nur auf einer einzigen Schiene, nämlich derjenigen der Kunstgeschichte zu fahren und andere Blickwinkel, wie etwa die der Geschichte sowie der Rechtsgeschichte, beiseite zu schieben. Es ist gut denkbar, dass jene Holzteile, die 1382/1383 gefällt wurden, ursprünglich für etwas anderes bestimmt waren oder die Bäume in jenem Jahr gesägt wurden und seither auf eine konkrete Verwendung warteten. Schliesslich musste man aus den Bäumen das Harz abtropfen lassen. Dies konnte sogar bis zu fünf Jahren andauern, was ein relativ frischer Fund aus der Marienwerder Kathedrale bestätigt. Dort wurden drei Särge von wichtigen Ordensbrüdern, aller Wahrscheinlichkeit nach von drei Hochmeistern, entdeckt. Die Forscher kamen nach der dendrochronologischen Prüfung des Sargholzes zur Folgerung, dass das Holz für einen der drei Särge 1325 gefällt wurde. Nach weiteren Analysen gelangten sie zur Überzeugung, dass in jenem Sarg der Hochmeister Werner von Orseln (1324–1330) begraben wurde. Wenn die Annahme stimmt, heisst es, dass das Holz rund fünf Jahre lang zum Trocknen stehen gelassen wurde. Diejenigen, die die Bäume 1325 fällten, wussten also bestimmt nicht, dass das Holz fünf Jahre später für den Sarg eines plötzlich erstochenen Hochmeisters verwendet werden würde. Dasselbe Argument kann man auch im Falle der Holzteile aus 1382/1383 anführen. Als sie gesägt wurden, war man sich über ihre spätere Bestimmung möglicherweise noch nicht im Klaren. Auch ist es gut vorstellbar, dass man das Holz mehrere Jahre lang stehen und trocknen liess. Dies wiederum würde bedeuten, dass gewisse Holzteile 1382/1383

zwar gefällt, jedoch erst ein paar Jahre später für den Dachbau verwendet wurden. Selbst wenn man also jenen Teilen ein besonderes Augenmerk schenken möchte und sie originell gewesen sein sollten, würde es heissen, dass man die Arbeiten am Dach um geschätzte fünf Jahre, also 1387/1388, nach hinten verschieben müsste.

Der Autor verzichtete in seiner Arbeit auf die Auseinandersetzung mit den obigen Einwänden. Er zitierte bloss einen Forscher aus den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Ihm zufolge habe sich der Hochmeister Winrich 1382 in seinem 79. Lebensjahr befunden. In diesem Alter nehme das Repräsentationsbefugnis ab und man wage keine großen Bauten mehr. Anschließend (S. 79) stellt der Autor sehr pauschal fest, dass es offenbar nicht so gewesen sei und man vor psychologischen Deutungen gewarnt sein solle. Indes lässt er unerwähnt, dass anlässlich des 600-jährigen Ablebens Winrichs einige informative Aufsätze zu seinem Thema erschienen sind. Weil der künftige Hochmeister sich 1334 als der Kumpan des Obersten Spittlers in Elbing belegen liess, schätzten die Forscher sein Geburtsdatum auf ca. 1310. Demnach befand sich Winrich von Kniprode 1382 nicht in seinem 79., sondern in seinem ca. 72. Lebensjahr. Im Endergebnis ist es kaum relevant, zumal man auch in jenem stattlichen Alter keine großen Bauprojekte mehr wagt. Der Autor hätte jedoch zumindest in der Fussnote die neueren Forschungsmeinungen zum möglichen Geburtsdatum anführen können. Indem er sich darüber ausschweigt, erweckt er den Eindruck, dass er sich zu wenig mit der weiterführenden Literatur auseinandergesetzt hatte.

Wenn der Autor die Ansicht vertreten möchte, dass mit dem Bau des neuen Palastes bereits während der Spätregentschaft Winrichs begonnen worden sei, so müsste er nicht nur die oben genannten Anhaltspunkte entkräften und das mögliche Alter des Hochmeisters von Kniprode bereinigen, sondern sich auch einer rechtshistorischen Frage stellen: Warum sollte ein alterndes Ordenshaupt in seinen letzten Lebensjahren seine bisherige Einstellung um ganze 180 Grad gewendet haben? Schliesslich erliess jener Hochmeister insgesamt sieben an die Brüder gerichteten *gesetze*, in denen er ihnen die Bescheidenheit eintrichterte und höfische Einflüsse bekämpfte. In seinem fünften Gesetz, im Punkt 5, dessen Niederschrift sich dank einer chronikalischen Überlieferung aufs Jahr 1377 bestimmen lässt, mahnte er: [...] *sie sullen sich an allen dingen halden czemelich, als von alders bý dem orden ist geweset*. Denselben Standpunkt vertrat er im sechsten Gesetz. Diesmal fehlt es an einem Hinweis, um die genaue Verfassungszeit jenes Gesetzes zu ermitteln. Weil es eine andere Nummerierung trägt, entstand es mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht mit, sondern nach dem fünften Gesetz, also im Jahre 1378 oder danach. Das sechste Gesetz wurde spätestens im Jahre 1381 verfasst, zumal Winrich von Kniprode 1382 verstarb und bis dahin noch ein letztes, siebtes Gesetz erließ. In seinem sechsten Gesetz (folgich aus der Zeit 1378–1381) verbot er

im Punkt 3 den Brüdern das zwecklose Umherreiten in der Gegend. Es wäre doch im höchsten Masse widersprüchlich, wenn der Hochmeister andere Ordensmitglieder zwei Male (1377 und 1378–1381) zur Mässigkeit aufrufen und zugleich die Errichtung einer neuen, ausgesprochen protzigen Residenz befehlen würde. Verglichen mit dem kostspieligen Palast handelte es sich bei der Aufforderung zur bescheidenen Lebensführung (*halden czemelich*) oder bei den Vergnügungsausritten doch um Kleinigkeiten. Vor allem in der Praxis hätte es zu Spannungen und Diskussionen geführt, wenn der Hochmeister gewisse Verhaltensregeln aufgestellt hätte, um dann selber gegen sie in einem viel schwerwiegenden Ausmass zu verstossen.

Die Annahme, dass Winrich von Kniprode den entsprechenden Auftrag erteilt habe, geschieht folglich etwas leichtfertig. Die bildlichen, mit verschiedenen Farben dargestellten Bauphasen sind zwar sehr anschaulich. Das Problem besteht jedoch darin, dass die vom Autor vorgenommene Datierung zu wenig fundiert ist. Vor allem bezüglich des Baubeginns stützt er sich nur auf ein einziges Argument, welches unter der Last der aufgezählten Gegenargumente wohl zusammenbricht.

Weil die vorliegende Rezension nach der Auseinandersetzung mit dem ersten und zweiten Hochmeisterpalast bereits einen beachtlichen Umfang erreicht hat, können weitere Abschnitte in Herrmanns Werk nur cursorisch überprüft werden. Im nächsten Kapitel widmet er seine Aufmerksamkeit der Hochmeisterkappelle (S. 73–117) zu und datiert ihre Entstehung auf die Jahre 1331–1335, was erneut von Józwiak hinterfragt wird (S. 258–259). Es sei nicht belegbar, dass sie in jener Zeit errichtet wurde. In den folgenden Kapiteln beschreibt der Autor die Bauart (S. 118–211) und die Nutzungsbereiche (S. 213–273). Damit betritt er als Kunsthistoriker sein innigstes Fachgebiet, sodass der Leser nur über die vielen Gemälde, Zeichnungen, Fotos sowie Querschnitt- und Ansichtsskizzen staunen darf. Es ist ein wundervolles Bildmaterial. Sehr gut wird etwa die Beheizung der Räume durch die Warmluft dargestellt (S. 249–252). Zwar bemängelt Józwiak, dass der Autor jeden Raum benannt und einen der mittelalterlichen Sprache nicht bekannten Wortschatz erfunden hat (S. 263). Dennoch gehörten diese Ausführungen, unterfüttert mit jenen visuellen Aspekten, zu den wertvollsten im ganzen Buch.

Danach wird die hierarchische Struktur erläutert (S. 275–283), was von Józwiak als nicht genügend fundiert zurückgewiesen wurde (S. 262–263). Die Annahme des Autors, dass die obigen Räume aufgrund ihrer Höhe und Fenstergrösse wichtiger waren, erscheint zumindest auf den ersten Blick plausibel. Anschliessend stellt er dem Leser die Farbenvielfalt und Bauplastik (S. 285–325) vor, um sodann einen Vergleich mit anderen fürstlichen Residenzen jener Zeit (S. 327–387) zu wagen. Damit befindet er sich erneut auf einem Terrain, auf dem er sehr

kompetent ist. Insbesondere das Bildmaterial ist eindrücklich. Im nächsten Kapitel erfährt der Leser mehr über die Auftraggeber und die Werkleute (S. 389–417). In Bezug auf die Auftraggeber des ersten und des zweiten Hochmeisterpalastes wurden bereits oben einige Einwände geäußert, sodass darauf verwiesen werden kann. Bezüglich der Auftragnehmer lässt der Autor einen gewissen Meister Johann in den Fokus rücken, der ganze 26 Jahre in Preußen tätig gewesen sein soll. Józwiak macht mit Recht darauf aufmerksam, dass ein so lange schaffender Meister mehr als nur zwei Vermerke in den schriftlichen Quellen hinterlassen hätte und eine solche Vermutung auf sehr wackligen Beinen steht.

Im nächsten Kapitel stellt der Autor dem Leser die Bewohner und die Besucher der Marienburg vor (S. 419–455). Er macht gleich zu Beginn eine tabellarische Aufstellung der Mitglieder des hochmeisterlichen Hofes, den er auf 100 bis 125 Personen beziffert. Mangels bisheriger Kritik kann man davon ausgehen, dass die Zahlen in etwa stimmen. Der Autor beschreibt kurz die einzelnen Posten, wie den Ober- und Unterkumpan, den Schreiber, den Kaplan usw. Bei den Narren ist er der Meinung, dass der erste Narr, ein gewisser Nünecke, 1404 belegbar ist (S. 428). Ein Narr lässt sich aber bereits 35 Jahre zuvor ausfindig machen. So untersuchte Paravicini die Rechnungen eines Heidenfahrers, Johanns von Blois, aus dem Jahre 1369 und fand darin unter anderem *Thomas des hoofmeisters dwerch*.

Zum Schluss beschreibt der Autor die Repräsentation (S. 457–497) sowie die höfisch-ritterliche Kultur auf der Marienburg (S. 499–521), wobei er unter anderem der Ansicht ist, dass der Hochmeisterrat nicht im späten 14. Jahrhundert, sondern deutlich früher, in der ersten Jahrhunderthälfte, entstanden sein dürfte. Als Beweis hierfür nennt er die Tatsache, dass sich urkundlich ab 1344 ein Ratstübchen belegen lässt, sodass es auch das dazugehörige Ratsgremium gegeben haben müsste. Auch wenn eine solche Annahme interessant ist, erscheint m. E. doch zu wenig fundiert, zumal gemäss den Ordensnormen alle Brüder stets nach Rat suchen sollten. Der Auflistung der hochadligen Heidenfahrer (S. 512) wären einige wichtige Namen, wie etwa Johann von Böhmen (1296–1346) und sein Sohn, der spätere Kaiser Karl IV. (1316–1378), anzufügen. Zum Schluss setzt sich der Autor mit der Modernität des Palastes (S. 523–529) und hält seine wichtigsten Befunde in einem Resümee (S. 531–533) nochmals fest.

Es ist erste Monographie zum Hochmeisterschloss, bisher gab es nur wissenschaftliche Artikel. Damit betrat der Autor sozusagen ein noch nicht erschlossenes Land, weshalb Fehler und Unpräzisionen kaum vermeidbar waren. Seine Darstellungen zur Kunstgeschichte sind hingegen sehr überzeugend. Insbesondere dank dem Bildmaterial kann er den Leser sehr wirksam in die Welt des Mittelalters entführen. Sobald der Autor jedoch benachbarte Sachgebiete – wie etwa die Geschichte und die Rechtsgeschichte – betritt, zeigt er immer wieder Schwächen auf.

Die beinahe 600 wunderschöne Bilder, die den Leser auf fast jeder Seite anlächeln, sind leider zu wenig ist, um die aufgezeigten Defizite wettzumachen. Das Buch wird dennoch wegen seines sehr kostenaufwendigen Drucks bei den künftigen Arbeiten zur Marienburg zu einer festen Grösse, weshalb es umso wichtiger ist, dass mögliche Fehlschätzungen des Autors schnell mit Rezensionen bereinigt werden.

*Piotr Gotowko (Fribourg)\**

---

\* Keine ORCID-Nummer.